

## Festansprache zur 1200-Jahr-Feier

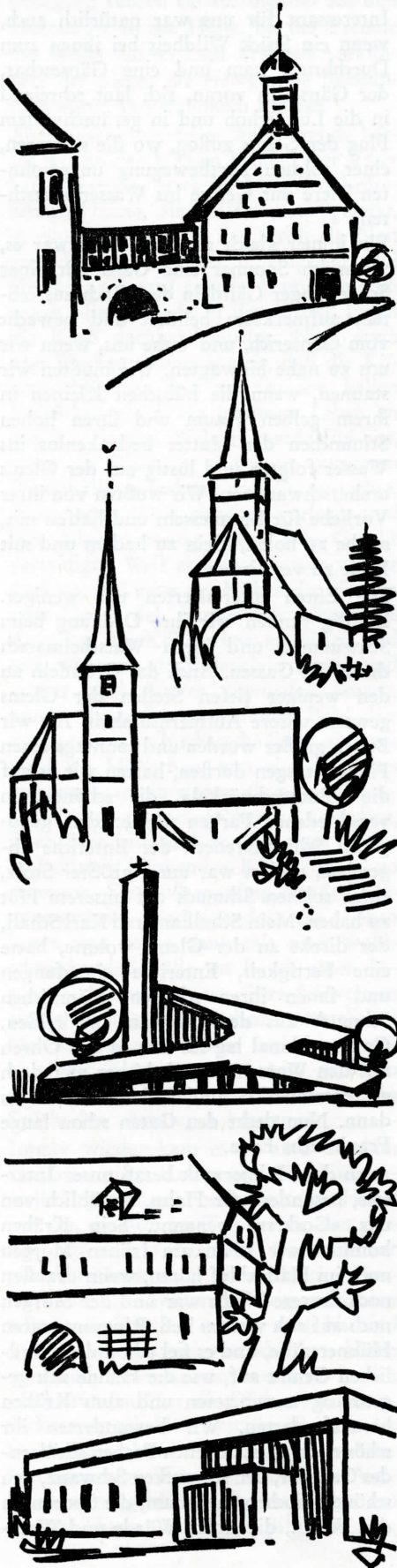
Gehalten am 13. September 1969

Die Freuden und die Plagen der 1200-Jahr-Feiern landauf, landab rühren von einer durch rohe Holzdeckel zusammengehaltenen Handschrift des 12. Jahrhunderts her, vor der der Laie, könnte er sie sehen, etwas verständnislos stehen würde, denn er kann sie selbst bei guten Lateinkenntnissen nur stockend entziffern. Dem Mann vom Fach, dem Historiker, graut es vor den Tausenden von Einträgen, die diese Handschrift aufweist; Einträge, die aufeinander oft ohne Absatz folgen und die die ganze Besitzgeschichte des Klosters Lorsch an der Bergstraße widerspiegeln. Man meint, diese Besitzgeschichte sei wirr ineinandergefädelt aufgezeichnet, denn die Orte springen von einer Landschaft in die andere. Selten findet man etwas Zusammengehöriges.

Nun hat die Geschichtswissenschaft schon in den 90er Jahren des letzten, und dann verstärkt in den 30er Jahren unseres Jahrhunderts begonnen, diesen Codex Laureshamensis, zu deutsch: Lorsch Codex, aufzuschlüsseln, ihn herauszugeben und uns damit die Kenntnis zu geben von einer Welt, die in dieser Fülle des Materials im Süden Deutschlands einzigartig repräsentiert ist.

Es geht ja um die Zeit nach der Gründung des Klosters Lorsch, nach 764. Lorsch, Lieblingskloster Karls des Großen, — wer je einmal die Persönlichkeit dieses großen Königs und Kaisers, dieses neuen Cäsars, studiert hat, der weiß, daß er, Karl der Große, nicht allein ein bedeutender Herrscher des Mittelalters, sondern ein Förderer der Kultur der Klöster, gesteigert ins beinahe Unermeßliche, gewesen ist. Wenn also das Kloster Lorsch nach 764 weit ausgreift, dann geschieht das mit königlicher Billigung, ja vielfach sogar aus königlichem Willen. Wir müssen uns von der Vorstellung freihalten, als sei dies alles ein Spiel des Zufalls gewesen, was da vor 1200 Jahren über unsere Heimat hereinbrach, als sei die Übertragung von Besitz an ein Kloster wie Lorsch nur der Schenkerlaune eines besonders großzügig veranlagten Mannes entsprungen, der aus irgendwelchen Gründen religiöser Art — es ist das Seelenheil damit verbunden, meinte man damals — oder weltlicher Art — dem Schenker sind Erleichterungen bei der Heranziehung zum Kriegsdienst zuteil geworden — einem Kloster etwas übergibt, so wie man heute freiwillig etwas einer Institution überläßt, die man gerne fördern möchte. Dies sei ferne.

Wir müssen den Vorgang, der mit der Schenkung in Ditzingen im Jahre 769 verquickt ist, ganz anders sehen, ganz anders zu verstehen



suchen. Dieses Ditzingen, das 769 zum 1. Mal in das Licht der Geschichte in einer Urkunde tritt, d. h. zum 1. Mal schriftlich genannt wird, dieses Ditzingen von 769 ist ein ganz, ganz kleines Rädchen in der Geschichte des karolingischen Reiches, ist eines jener vielen Erwerbungssteilchen, die Lorsch an sich gezogen hat. Hätten wir eine Landkarte hier, so könnten wir zeigen, wo Lorsch überall Besitz erworben hat: nicht nur in seiner nächsten Umgebung, also der Rheinebene um Worms, sondern neckaraufwärts bis auf die Alb und das besiedelte Land um den Schwarzwald. Und je mehr wir uns in diese Geschichte hineinversenken und hineinbedenken, je mehr wird uns klar, welche staatspolitischen Ziele diese Zeit verfolgt hat.

12 Jahrhunderte sind ein Anlaß zum Fest, ein edles Motiv, heute in unserer festfreudigen Zeit vielleicht mehr denn je. Lassen Sie uns diesen Aspekt nicht übersehen, wenn ich jetzt versuche, Ihnen in wenigen Minuten ein gerafftes Panorama der damaligen Welt und Weltsituation zu zeichnen — Welt heißt immer Europa, heißt das, was wir manchmal mißverständlich Abendland nennen.

Das Ditzingen des 8. Jahrhunderts ist ein Dorf, eine alemannische Siedlung. Der Name Ditzingen mit seiner auf -ingen auslaufenden Endung zeigt dies ja. Wir haben Hunderte solcher Beispiele, auch unter unseren Nachbarorten, denn fast alle Orte laufen ja auf -ingen aus. Diese Orte zeigen: hier sind Alemannen gesessen, Alemannen haben hier gesiedelt. Sie haben sich wahrscheinlich aus kleineren Ansiedlungen, Weilerorten, zusammengeschlossen und -gesiedelt, ein Vorgang, der von uns nicht ganz leicht zu datieren ist, wahrscheinlich im 7. Jahrhundert, einer relativ friedlichen Zeit, in der dieser revolutionäre Vorgang eines Zusammenschlusses unschwer zu bewältigen war.

Es waren Bauern, die von der Scholle, vom Land lebten, denn überall dort, wo dieses Land, das Ackerland, nicht zur Verfügung stand, saßen keine Menschen. Die weiten Waldgebiete des Schwarzwalds, des Schönbuchs und anderer Gebiete unseres Landes sind von den Alemannen erst später in Angriff genommen worden, als eine Übervölkerung sie zum Auswandern zwang und zur Rodetätigkeit trieb. Das war im 8. Jahrhundert noch nicht der Fall, im 7. noch weniger.

Irgendwann also im 7. Jahrhundert sind diese zusammen gesiedelten Orte entstanden, diese heute so schmucken, reichen und ansehnlichen Bauerndörfer des Gäus. Nun kommt es gegen Ende des 7. Jahrhunderts zu einer schwierigen Situation für die Alemannen: die Franken verstärken ihren Einfluß, sie nehmen und beziehen politisch Stellung. Das war ihr ureigenes Recht, denn seit der Schlacht bei Zülpich kurz vor 500 wurden die Alemannen als die Besiegten zwei volle Jahrhunderte lang von einer Besatzungsmacht in Form eines Protektorats regiert. Die volle Regierungsgewalt lag nun in den Händen der Franken, die Alemannen bildeten unter fränkischer Überwachung ein eigenes Stammesherzogtum. Ein Herzog bildete die Spitze der Regierung des Landes, aber er war in seinen weitertragenden Entscheidungen nicht frei. Es war eine Bindung an den Stärkeren vorhanden: eine Blockbildung, die lebhaft an die Machtblöcke in unserer Zeit erinnert. In diesem West-Block haben letzten Endes die Fran-

## Ich gedenke vergangener Zeit

Jugenderinnerungen eines Ditzingers  
aus der Jahrhundertwende

Von Konrektor Eberhard Epple, Calw

### 1. Fortsetzung

Interessant für uns war natürlich auch, wenn ein Stück Wildheit bei ihnen zum Durchbruch kam und eine Gänseschar, der Gänserich voran, sich laut schreiend in die Luft erhob und in geräuschvollem Flug der Glems zuflog, wo die schweren, einer solchen Fortbewegung ungewohnten Tiere mit Getöse ins Wasser klatschten.

Ein immer gleich reizendes Bild war es, wenn im Sommer eine Gans mit einer Schar junger Gänslein dem Bach zustrebten, aufmerksam behütet und bewacht vom Gänserich, und wehe uns, wenn wir uns zu nahe hinwagten. Wie mußten wir staunen, wenn die hübschen Kleinen in ihrem gelben Flaum und ihren hohen Stimmchen der Mutter bedenkenlos ins Wasser folgten und lustig auf der Glems umherschwammen. Wir wußten von ihrer Vorliebe für Brennesseln und halfen mit, solche zu holen, klein zu hacken und mit Kleie zu vermischen.

Die Enten interessierten uns weniger. Drollig fanden wir ihre Ordnung beim Schwimmen und ihren Watschelmarsch durch die Gassen. Auch das Gründeln an den weniger tiefen Stellen der Glems gewann unsere Aufmerksamkeit. Als wir Buben größer wurden und sonntags einen Filzhut tragen durften, hatten wir es auf die «Entenschnörkel», die schönen, in verschiedenen Farben schillernden, gebogenen Schwanzfedern der Enteriche abgesehen, und es war unser größter Stolz, einen solchen Schmuck auf unserem Hut zu haben. Mein Schulkamerad Karl Schall, der direkt an der Glems wohnte, hatte eine Fertigkeit, Enteriche einzufangen und ihnen ihren schönen, männlichen Schmuck aus dem Schwanz zu reißen. Gar manchmal lag ich ihm in den Ohren mit den Worten: «Karl, b'sorg mer doch en Etaschnerkl» und lachend tat er es dann. Nun deckt den Guten schon lange Frankreichs Erde.

Auch das Hühnervolk besaß unser Interesse, besonders der Hahn, ortsüblich von uns «Gockler» genannt. Sein Krähen konnten wir schon am frühen Morgen noch im Halbschlaf hören, wenn draußen noch finstere Nacht war und der Morgen noch auf sich warten ließ. Ringsum waren Hühnerställe, und es fiel schon dem kindlichen Gemüt auf, wie die Hähne sich gegenseitig antworteten und zum Krähen herausforderten. Wir bewunderten ihr schönes, in verschiedenen Farben schillerndes Gefieder, den schmucken Schwanz, den schönen, hochroten Kamm, die Sporen an den Füßen, die stolze Würde und Wach-

samkeit in der Aufsicht ihrer Hühnerschar und besonders auch ihre galante Fürsorge für ihre Hennen, wenn sie einen leckeren Fund laut lockend einer Henne überließen. Kam ein benachbarter Rivale dem eigenen Revier zu nahe, so gab es sofort Streit und flügel-, schnabel- und sporenschlagend fuhren sie aufeinander los und aneinander in die Höhe, bis der Fremde das Weite suchte. Laut krähennd verkündete der Sieger die erfolgreiche Behauptung seines angestammten Platzes.

Aber unsere ungeteilte, helle Freude hatten wir an den kleinen Küken. Der Vater hatte bezeiten, etwa im Mai, eine brütelustige Henne, eine «Glucksere» gesetzt, in einen Weidenkorb aus Stroh ein Nest gemacht, 18—20 Eier hineingelegt und die Henne darauf gesetzt. Damit sie auch sitzen blieb, wurde in den ersten Tagen ein Korb darüber gestülpt. Nach etwa drei Wochen war es soweit, daß die Küken schlüpften und zu unserem hellen Entzücken gleich ein munteres Leben an den Tag legten. Welche Freude für uns, wenn die Glucksere mit ihren munteren Flaumbällchen lockend nach Futter suchte, ihnen jeden Fund sorgsam vorlegte und ihre Kleinen mutig gegen jede Gefahr verteidigte. Weil es jedoch immer wieder vorkam, daß eines der Küken den Katzen zum Opfer fiel, hatten wir häufig die Aufgabe, die Kükenschar zu hüten und erst, wenn sie ein Federkleid trugen und größer und flinker geworden waren, konnte dieser Schutz entfallen. Bald aber tauchte dann auch schon die Frage auf, was wird ein Hühnchen, was ein Hähnchen werden. Letztere waren schon nach wenigen Wochen an ihren größeren Kämmchen, ihrer Streitlust und an den noch heißer und dürrtig klingenden Krähebungen zu erkennen. Sie mußten, einigermaßen herangewachsen, nacheinander das Leben lassen und gaben dann mit einer wohl-schmeckenden Fülle im Bauch einen begehrtten Sonntagsbraten. Ihre Schwestern aber waren dazu ausersehen, zu stattlichen Hennen heranzuwachsen und den Haushalt mit Eiern zu versorgen, welchem nützlichen Geschäft sie auch bereits im Spätherbst obzuliegen begannen.

Immer wieder kam es da und dort im Dorfe zu einer Katastrophe im Hühnerstall. Es gab damals noch zahlreiche Hausmarder, die sich den Tag über in den großen Scheunen versteckten. Gleich hinter unserem Hause, zum Haus Mauch—Zimmermann auf dem Lay gehörig, stand eine sehr große Scheune, aus der man hin und wieder das Geschrei von Mardern hören oder auch sehen konnte, wenn sie in den Nachtstunden über die Dächer kletterten. Sie kannten alle Hühnerställe, die sie in der Dunkelheit absuchten, ob nicht ein Türlein offenstehe. War dies nämlich aus Versehen offen geblieben, so hatte man am andern Morgen ein böses Bild vor sich,

ken die Richtlinien der großen Politik bestimmt. Für die inneren Belange der betreffenden Länder, also Alemannien, Bayern usw. konnte der jeweilige Herzog volle Lenkungsgewalt ausüben, aber er war in den großen Entscheidungen an das gebunden, was von der fränkischen Zentrale aus befohlen war.

Nun waren die Franken lange Zeit nicht einig gewesen, sie hatten schwere Richtungskämpfe im eigenen Lager zu bestehen und die Folge war, daß die unterworfenen Stämme Tauwetter zu spüren vermeinten. So begannen sie, ganz langsam die fränkischen Zügel abzustreifen. Und das spürten die Franken. Sie spürten es so stark, daß sie beschlossen, nicht in Verhandlungen, sondern in einem planmäßig vorbereiteten Einmarsch, und wenn notwendig auch Krieg, die Alemannen wieder in ihre Gewalt zu bekommen.

Warum ich darauf zurückgreife, auf diese friedlose Zeit?

Unser Streifen Landes, unser Glemsgau, das Land, das wir heute bewohnen, hat in dieser politischen Stoßrichtung eine ganz entscheidende Rolle gespielt. Denn die Grenze zwischen Franken und Alemannen lief ja eine Strecke weit die Glems entlang, was zur Folge hatte, daß Ditzingen an eine äußerst gefährdete Ecke zu liegen kam.

Das ist, so kann man sagen, das Brisante an der ganzen Entwicklung für uns, denn diese Konstellation — Grenze! — verlangt neue, andere Maßnahmen als etwa ein Hinterland. Die Franken — und das ist eine neue Erkenntnis, die wir aus den Forschungen der letzten Jahre ziehen dürfen — die Franken gründen neue Siedlungen zwischen den alt-alemannischen Orten, die sie mit ihren Leuten, mit Kolonisten, besetzen, weil die alemannische Urbevölkerung an dieser heißen Grenze nicht mehr staatsreu erschien. Franken bewachen die Grenze, Alemannen dienen. Das ist z. B. das Schicksal und der Anfang Hirschlandens. Der Name verrät die jüngere Siedlungsschicht. Hirschlanden mit seiner rechteckförmigen, handtuchartigen Markungsform ist ein solches Produkt fränkischer Grenzpolitik des frühen 8. Jahrhunderts, gegründet etwa zwischen 715 und 730.

Die Alemannen haben aus den Markungen ihrer Orte Teile an solche Kolonistendörfer abgeben müssen. Unsere Nord-Nordwestgrenze gegen Hirschlanden ist, modern gesprochen, gestört, sie weist keine organische Abrundung des Grenzverlaufs mehr auf. Diese Beobachtung hat den Schluß bewirkt, daß gerade die Markung Hirschlanden von den umliegenden Markungen der alemannischen Altsiedeldörfer profitiert hat, sie ist ein Flickwerk von Gebietsabtretungen, von den Franken befohlen, von den Franken bestimmt. Und dies ist für die Zeit des frühen 8. Jahrhunderts ein weiterer Stachel, ein Stachel, der sich in die Alemannen lähmend und aufputschend bohren mußte.

Die Franken sind zu ihrem Kampf gegen die aufsässigen Alemannen mehrmals angetreten, sie haben das Land mit kurzen Kriegen überzogen, aber sie haben in diesen Kriegen nie das erreicht, was sie angestrebt hatten. Der inhaltende passive Widerstand der alemannischen Bevölkerung war stärker als die militärische Kraft der Franken. Die Franken mußten erkennen, daß sie sich auf die Dauer nicht auf die Kraft der Bajonette stützen konnten, wenn sie nicht die Zu-

neigung der Herzen gewannen. Doch diese war überhaupt nicht zu erreichen.

Und so schritten sie, und wir wollen es gewiß nicht verteidigen, aus einer Verzweiflung heraus zu der infamen List, die alemannischen Adeligen im Jahre 746 nach Cannstatt zu einer Beratung an den alemannischen Herzogssitz einzuladen. Dort sollten in einer Gipfelkonferenz die strittigen Punkte ehrlich ausdiskutiert werden. So hieß es jedenfalls. Als die Noblen des Landes sich in Cannstatt versammelt hatten, ließ sie Karlmann, der fränkische Befehlshaber, von Truppen umzingeln und Mann für Mann niedermachen.

Damit war das Land seiner Führungsspitze beraubt, der Widerstand Alemanniens war endgültig gebrochen. Das großfränkische Reich konnte gegen sein nächstes Opfer, gegen Bayern, Front beziehen.

Dieses grauenhafte Ende des selbständigen Alemanniens 746 hat die Franken bewogen, sofort eine Art Befriedungspolitik in die Wege zu leiten. Es war klar, daß man diesen Menschen, die ihre Selbständigkeit aufgeben mußten, die vielleicht sogar ihre Verwandten verloren hatten, nun nicht mit frommen Worten kommen konnte, sondern nur durch versöhnende Taten, sollte fränkische Politik fernerhin überhaupt noch eine Spur von Glaubwürdigkeit an sich tragen. Diese Taten geschahen durch eine aktive Bindung an Religiöses, das gleichsam neutral und übergreifend war, indem der geistige Wert des Christentums, das die Franken einst ins Land gebracht hatten, stark akzentuiert wurde. Die Franken zogen dafür eine kleine Reihe von Klöstern groß, es sind für unser Land in der Hauptsache Lorsch, St. Gallen und die Reichenau.

In diesen Klöstern hat sich die geistige Elite des Landes versammelt. Durch ein perfekt ausgebautes Schulsystem versuchte Karl der Große, der seit 768, ein Jahr vor der ersten Nennung Ditzingens, die Regierung angetreten hatte, diese geistige Elite des Landes abzufangen und sie den Klöstern dienstbar zu machen. Damit waren sie den Stämmen und dem weltlichen Bereich entzogen. Dort in den Klöstern der Karolingerzeit ist auf diese Weise die vielzitierte Kultur der Karolingerzeit entstanden und gewachsen.

Um diesen Menschen im Kloster jede Sorge zu nehmen, jede Sorge um den Lebensunterhalt, um das Materielle, wurden die Klöster auf das Üppigste ausgestattet. Dieses Ausstattungswesen, dieses Schenken von Land und klosterhörigen Leuten, dieses ganze System forderte einen ungeheuren Landzuwachs für die Klöster, damit ihr Reichtum auch nach außen hin deutlich in Erscheinung treten konnte — die Klöster sollten ja nicht nur durch Geist glänzen, sondern auch durch Reichtum, sie sollten nach allen Seiten hin elitär sein.

In dieses Geflecht karolingischer Reichspolitik ist Ditzingen fünf Jahre nach der Gründung von Lorsch und ein Jahr nach der Regierungsübernahme durch Karl den Großen eingetreten. Ein gewisser Lantbold schenkt dem Kloster Lorsch. Und damit sind wir in einem Zentrum unserer Geschichte.

Ditzingen beginnt damit in das berühmte Licht der Geschichte zu treten. Dieses Jahr 769 bringt auch Hirschlanden (und zwar am gleichen Tag) seine erste urkundliche Nennung und diese Nennung

denn die blutgierigen Tiere hatten es fertiggebracht, das ganze Hühnervolk durch Bisse in die Kehlen zu töten und gierig das Blut zu saugen. Da lagen sie dann leblos im Stall und eines fehlte, das der oder auch die Räuber mit in das Tagesversteck genommen hatten. Deshalb war es der Hausfrau immer eine wichtige Angelegenheit, vor dem Zubettgehen noch einmal nachzusehen, ob auch nicht vergessen worden war, den Hühnerstall zu schließen. Aber weil die Marder selten die Gelegenheit hatten, im Hühnerstall ein Blutbad anzurichten, werden sie sich, und das versöhnte wieder mit einer solchen Tat, an die Mäuse und Ratten gehalten haben, denn die Getreidevorräte in den Scheunen und Bühnenräumen waren oft stark von diesen schädlichen Nagern heimgesucht, und die Ratten hielten sich gerne in den Schweineställen auf, wo sie sich ungeniert vor den Tieren an den Trögen ihren Hunger stillten. Auch wir hatten zeitweise in unserem Schweinestall unter dieser Plage zu leiden, der wir nicht leicht Herr werden konnten, weil es in unserem schon alten Haus Löcher genug zum Entweichen gab. Deshalb war man ja auch gezwungen, Katzen oder einen Schnauzer als gewandten Rattenfänger zu halten und an den Türen zu den gefährdeten Räumen, auch an den Haus- und Stalltüren und besonders an den Scheunentoren, den Katzen ein Schlupfloch für ungehindertes Hin- und Hergehen zu lassen.

Wir Buben waren das ganze Jahr über, besonders aber in den Sommermonaten, eifrig damit beschäftigt, den Dung von Pferden, Ochsen und Kühen auf den Straßen aufzusammeln und ihn für den Garten zu verwerten. Das lag ja auch im Interesse der Sauberhaltung der Ortsstraßen. Aber wir kamen bei dieser Tätigkeit oft weit auf die Landstraßen hinaus. Der Vater hatte uns ein Leiterwäglele angeschafft, es mit Brettern ausschlagen lassen, und, mit einem alten Besen und einer alten Schaufel versehen, gingen wir an die Arbeit und waren voll Stolz, wenn wir mit vollem Wagen heimkehren konnten.

Der Erwerbssinn steckte uns im Blut, deshalb suchten wir uns da und dort, ohne daß uns die Eltern dazu angehalten hätten, ein paar Pfennige für unsere Sparkasse zu verdienen. Zwei Bauern pflanzten noch Hopfen. Beim «Bachhaussiegle» in der Mittelgaß konnte man für eine Simeri «gezopfter» Hopfenblüten am Nachmittag 10 Pfennig verdienen. Da saßen wir nun auf dem Scheunenboden mit einem Simerikorb, vor uns einen ganzen Berg mit Hopfenranken, von denen die Blüten «abgezopft» werden mußten. Wichtig dabei war, daß der Stiel dran blieb nach dem Spruch: «Hopfa zopfa, Stiel dra lao, wer's net ka, soll's bleiba lao». Hatten wir kleine Burschen, oft nach stundenlanger Arbeit, unsere «Zoine»

voll, so wurde sie dem Bauer abgeliefert. Das gabs aber oft eine große Enttäuschung, wenn er mit seiner breiten Hand die lose aufgeschichteten Hopfenblüten zusammendrückte und sagte: «Des ischt no koa Semme, du muascht no mae zopfa», Das waren dann sauer verdiente 10 Pfennige, die wir am Abend heimbrachten.

Ende Mai, Anfang Juni, verdingten wir uns zum Verziehen von Zuckerrübenpflänzchen, «Zuckerriaba verropfa» sagten wir, auf dem großen Feld der Zuckerrübenfabrik Böblingen gegenüber dem Bahnhof oder auf dem Bergheimer Hof. Auf den Knien, zwischen den Reihen der jungen Pflänzchen weiterrutschend, hatten wir eine Fertigkeit im «Verropfen» der Zuckerrübenpflanzen und nach vier- bis fünfständiger Arbeit gab es als Lohn 20 Pfennig.

So gingen wir mit unsern Nachbarskindern Renninger in der Getreideernte auch zum Ährenlesen und hatten einen Stolz, wenn wir am Abend mit einem vollen Säcklein Ähren nach Hause kamen.

Nur ungern erlaubte der Vater meinem Bruder Karl, sich am Steineklopfen zu beteiligen. Die Landstraßen mußten alle paar Jahre frisch beschottert und gewalzt werden, die von den eisenerbeiteten, schweren Wägen der Bauern stark ausgefahren wurden. Längs der zu erneuernden Straße waren in kurzen Abständen Steinhäufen von ein Meter Länge, Breite und Höhe mit großen Steinblöcken, wie sie vom Steinbruch kamen, aufgestapelt. Diese mußten kleingeschlagen werden, ein Geschäft für größere schulpflichtige Buben. Für das Kleinschlagen von 1 Kubikmeter Steine gab es 1 Mark Lohn. Bei großem Fleiß konnte in einer Woche bei mehreren Stunden Nachmittagsarbeit diese sauer verdiente Mark erworben werden. Hatte man schöne blaue Steine aus den Nodosusschichten, so ging die Arbeit gut vonstatten, aber wehe, wenn man das Pech hatte, an einen Haufen mit grauen Steinen zu geraten, dann mußte man sich sehr abmühen, weil diese ihrer Härte wegen schwer zu zerkleinern waren. Die Folgen waren Schwielen und Blasen an den Händen.

Die Landwirtschaft beherrschte weithin das Leben unseres Dorfes. Der Großteil der Kinder stammte aus Bauernhäusern und die übrigen, aus Handwerker- und Arbeiterkreisen stammend, waren mit der bäuerlichen Arbeit auch vertraut. Den Fuhrverkehr auf den Straßen beherrschten die Pferde-, Ochsen- und Kuhgespanne. Wir kannten jedes einzelne schon von weitem. Am meisten gefielen uns die Pferde, besonders wenn es junge, feurige Tiere waren. Unvergesslich meinem Gedächtnis eingegraben haben sich die beiden schönen Fuchsen des Bauern Kromer, dem Besitzer des fränkischen Bauernhofes in

beider Orte stets in der Reihenfolge Hirschlanden—Ditzingen ist unter den vielen, vielen Eintragungen des Lorscher Codex etwas ganz Einmaliges. Einmalig deshalb, weil Hirschlanden und Ditzingen nicht geschieden werden konnten. Das ist für uns der Beweis, daß Hirschlanden aus Ditzingen herausgewachsen ist. Das Geschenk an Lorsch in unserem Raum war nicht mehr zu teilen: es ist aus alten Zusammenhängen heraus *ein* Land. Dieses Verklammern und Verzahnen gehen 6 Jahre lang bis 775 in beiden Orten parallel. Damit können wir den Zustand Ditzingens vor der Gründung Hirschlandens rekonstruieren und daraus können wir deutlich sehen, wie weit Ditzingen sich in die heutige Hirschlander Markung einst hinein erstreckt hat.

Von nun an trennen sich die Wege beider Orte. Hirschlanden überträgt 786 die erste in unserem Raume nachweisbare Kirche an das Kloster Lorsch. Hirschlanden ist damit überhaupt als Ganzes an Lorsch abgetreten worden, denn die Kirche steht in der Regel am Schluß aller Schenkungen. Ditzingen war zu groß, als daß hier alle Teile der Markung an Lorsch hätten kommen können.

Es war schon die Rede davon, daß diese Schenkungen hier genau 25 Jahre angehalten haben. Die letzte dieser Schenkungen ist eigentlich die interessanteste, denn von ihrem Schenker Gerold wissen wir etwas mehr. 794, so im Lorscher Codex, schenkt er einen Besitz unbestimmter Größe. Gerold stand mit Karl dem Großen in engster verwandtschaftlicher Beziehung, denn er war der Bruder einer der Gemahlinnen des Königs, Hildegard, somit Schwager Karls. Dieser Schwager hatte einen immensen Besitz, vor allem im Nagoldgau (er residierte auch teilweise auf Hohennagold). Von Geburt war er wie Hildegard Alemanne, doch durch die Heirat seiner Schwester fränkisch ausgerichteter Alemanne. Dieser Gerold hatte also Besitz in Ditzingen und wir müssen fragen: woher?

Es ist sicher, daß Gerold diesen Besitz als Angehöriger der Königsfamilie geschenkt erhalten hat. Schenken kann man aber nur, wenn man Besitz hat, also muß der König vorher selbst in Ditzingen Besitz gehabt haben.

Es bieten sich zwei Möglichkeiten an, dieses Phänomen zu erklären: 1. Die Franken hatten von Anfang an Besitz hier, der später Königsgut wurde. Das würde voraussetzen, daß die Franken hier in Ditzingen schon vor ihrer Absicht, Alemannien vollständig zu unterwerfen, also vor 700, Besitz gehabt hätten. Diese erste Überlegung wird dann fragwürdig, wenn man den Zustand Ditzingens sich aus der Zeit heraus vergegenwärtigt. Es war für die Franken kein Bedarf für einen Eigenbesitz in diesem Land vorhanden, denn zunächst war ja deren gemeinsam verwaltete Welt noch in Ordnung. Ich glaube nicht, daß diese 1. Überlegung viel Zugkraft besitzt. Wenn die Franken Eigenbesitz beanspruchen, dann schneiden sie, siehe Hirschlanden, aus den Markungen ein Stück heraus, das sie sich aneignen. Das ergibt dann aber konsequent eine Neugründung.

2. Die nächste Überlegung ist nun interessanter: Reichsgut und späteres Königsgut wurde in der Regel nur erworben aus Besitz, der ursprünglich einem alemannischen Großen gehört hat. Diese Führer

des Landes waren ja 746 bei dem Blutbad von Cannstatt ums Leben gekommen und ihr Besitz fiel ausnahmslos den Franken. Das heißt also, daß nicht nur der betreffende Edle sein Leben verlor, sondern seine Angehörigen, die Hinterbliebenen, die verloren entschädigungslos den gesamten Besitz. Das war der Großbesitz, der Großgrundbesitz der Fürsten des Landes, der als das Fell des Bären zur Verteilung stand. Hier dürfen wir uns den Rückschluß erlauben, daß Ditzingen einst auf seiner Markung einem alemannischen Großen als Besitz gedient und gehört hat. Und das ist eine erregende Feststellung. Dieses Ditzingen war also herausgehoben aus den übrigen Dörfern, es war hineingenommen, integriert in die Führungsschicht des Landes. Ditzingen war also nicht nur ein Dorf unter vielen anderen, sondern es mußte zumindest zu einem Teil einem Großen gehört haben. Und dieses Gut ist dann später durch die Franken übernommen worden: da haben sich alle die, die am Staat durch Verwandtschaft oder Politik oder Beziehungen führende Stellungen innehatten, ihren Rückhalt und ihren Reichtum geschaffen. Wenn diese zweite Überlegung, die m. E. sehr viel mehr Überzeugungskraft als die erste aufweist, richtig ist, dann ist also Ditzingen gegen Ende des 8. Jahrhunderts, als es in der Hand Gerolds war, ein Ort, der großes Gewicht und erhöhte Bedeutung gehabt haben muß. Auf diesem Fleck Erde ruht dann etwas Besonderes: er gehörte dem König bzw. seinem Verwandten, daher galt hier nur das Recht des Königs, das alemannische Gesetz war ausgeschaltet. Hier spricht und urteilt allein der König. Königsrecht bewirkt Ausnahmen, die allein vom höchsten Herrscher zugelassen werden.

Wir können und wir wollen diese vergangene Zeit vor 1200 Jahren nicht verklären, indem wir Karl den Großen ins Spiel bringen, sondern sie so nüchtern sehen, wie sie war. Geschichte hat immer mit Illusionslosigkeit, ja Härte zu tun, sie tröstet nicht. Ditzingens Geschichte war vor 12 Jahrhunderten schon untrennbar verflochten mit der Zeit, herausgehoben vom Lauf und Schicksal anderer Orte. Ich greife wahrscheinlich nicht zu hoch, wenn ich sage: Karl der Große und Ditzingen — diese Beziehungen sind nicht abwegig. Denn Gerold hat uns diesen Weg gewiesen und dieser Weg kann nicht in die Irre führen.

Damit endet das, was wir aus dem Lorscher Codex mit viel Geduld herausarbeiten können. Doch hier müssen wir einen Dank anfügen: einen Dank, daß die Mönche von Lorsch nicht nur getreu aufgezeichnet haben, was sie erworben haben. Das ist schließlich selbstverständlich, das verlangt ein Rechtsgeschäft. Unser Dank gilt der Tatsache, daß in Lorsch im 12. Jahrhundert, in der Stauferzeit, sich Mönche der unvorstellbaren Mühe unterzogen, diese Urkunden in einem Buch zusammenzuschreiben. Denn das haben andere Klöster in der Regel nicht getan. Die Stauferzeit sah sich als Wiedergeburt des karolingischen Zeitalters (nicht umsonst wurde Karl der Große durch einen von Kaiser Friedrich Barbarossa gelenkten Gegenpapst heilig gesprochen), die Renaissance war bewußt herbeigeführt. Barbarossa selbst fühlte sich als neuer Karl der Große, als neuer Cäsar. In dieser Zeit einer Wiedergeburt und Wiederentdeckung haben sich

der Münchinger Straße. Es war uns eine Augenweide, wenn dieses Gespann durch die Straßen fuhr.

Die Arbeit auf Feld und Wiese, in Scheune und Stall war fast durchweg Handarbeit. Es wurde noch viel von Hand gesät, von Hand dem Unkraut zuleib gegangen und von Hand geerntet. Der Mist mußte von Hand auf- und abgeladen und hinterher noch gespreitet werden. Die Rübensamen wurden von Hand eingelegt und die überzähligen Pflänzchen in mühseliger Arbeit von Hand verzogen. Bei den Kartoffeln war man gerade dazu übergegangen, sie mit Hilfe des Pflugs zu stecken und zu ernten. Die Handwerker und Arbeiter jedoch, die keine Zugtiere hatten, machten auch diese Arbeit noch bis in die Zwanziger Jahre hinein von Hand mit dem Karst. Es gab noch keinen Kunstdünger, doch konnte man schon um teures Geld Chilesalpeter und Guano erwerben. Deshalb ließ man nach althergebrachter Weise einen Acker ein Jahr lang brach liegen, damit er sich wieder «erholen» konnte, wie man sagte. Die Rüben bekamen Gülle, in Ditzingen «Lache» genannt, gelegentlich auch Abort. Zu diesem Zweck hatte die Gemeinde südlich der Bahnlinie, wo sich Gerlinger Straße und Hausemer Weg gabeln, große Latrinenlöcher angelegt, die mit Stuttgarter Latrine beschickt wurden, die von der Bahn in großen Tankwagen gebracht wurden und die vom Bahngeleise aus durch eine unterirdische Leitung entleert werden konnten. Mit Hilfe von Handpumpen konnte sie von den Bauern in ihre Latrinenfässer befördert werden.

War die Zeit der Heuernte gekommen, gab es in der Schule zwei Wochen Heuvakanz. Jetzt kam für den Bauern eine schwere Zeit. Durch das ganze Dorf und besonders bei den Schmieden hörte man tagelang zuvor das Dengeln der Sensen. Der Heuwagen mit Wiesbaum und Spannseil wurde in Ordnung gebracht, die Rechen und hölzernen Heugabeln nachgesehen. Für Schmied und Wagner gab es jetzt viel Arbeit. Frühmorgens, oft schon gegen drei Uhr und bei tiefer Dämmerung, gingen die Mäher mit Sense, Wetzstein und Kumpf ins Tal, das taunasse Gras, solange es noch weich und gut zu schneiden war, zu mähen. Kam die Sonne hoch und begann der Tau sich zu verflüchtigen, mußte die Wiese gemäht sein. Müden Schrittes gings heimwärts, wo schon die Stallarbeit wartete. Erst nach deren Beendigung konnten sich die müden Körper ein wenig Mühe gönnen, denn schon bald, mit dem Höhersteigen der Sonne, gings mit dem Frauen- und Kindervolk wieder hinaus, das noch in dicken Schwaden liegende Gras zu «verschüttern», d. h. auf dem bereits etwas abgetrockneten Boden auszubreiten und damit den Strahlen der Sonne zum Dörren preiszugeben. Blieb das Wetter gut, konnte das Ganze bis zum nächsten Tage liegen

bleiben, kündigte sich aber schlechtes Wetter an — eine Wettervorhersage durch Zeitung, Rundfunk und Fernsehen gab es ja noch nicht —, so mußten noch vor Abend kleine Heuhaufen, Schöchlein genannt, mit dem Rechen zusammengezogen werden. Das Rezept hiefür lautete: «A Schechle wia a Huat ischt fir Sonn ond Rega guat». Sie bei gutem Wetter wieder auseinander zu streuen, war in der Hauptsache die Arbeit von Frauen und Kindern. Aber es mußte noch weiter daran gearbeitet werden, es mußte das allmählich dürr werdende Gras nach einigen Stunden mit dem Rechen gewendet werden, um auch die untere Seite den Sonnenstrahlen auszusetzen und am Abend wurden große Schochen gemacht, die vor dem Einführen am kommenden Tag noch einmal zerstreut wurden. Dann erst konnte der festliche, letzte Akt erfolgen. Schon das Hinausfahren auf den Leiterwagen war für uns Kinder ein Fest und erst das Heimfahren auf dem hochbeladenen Wagen! Draußen aber brauchte man alle Hände, die abgeerntete Wiese sauber abzurechen, was nicht bloß das materielle Interesse, sondern auch das Ansehen, die Ehre vor den Standesgenossen erforderte. Auch beim Abladen in den Heubarn konnte man uns Buben gut gebrauchen, wir mußten das lockere Heu festtreten, «träpple» sagten wir dazu. Auf den abgeernteten Wiesen aber stellten sich die Störche ein und hielten Nachlese, indem sie ihre Kröpfe mit Heuschrecken, Grillen, Käfern und anderem Kleingetier füllten, ihre Jungen damit zu atzen. Mit den Nachbarsbuben hielten wir ebenfalls eine Nachernte für ihre Geißen und freuten uns mit ihnen, wenn wir mit unsern Rechen ein kleines Leiterwäglein voll Heu nach Hause führen konnten.

Hatten die Bauern vor der Heuernte durch gutes Wetter die Möglichkeit gehabt, ihre Rüben- und Kartoffelfelder zu färgen (hacken und jäten), so kam jetzt für die Geplagten eine kurze Atempause bis zur Getreideernte. Diese, meist in der ersten Augushälfte beginnend, brachte uns dreiwöchige Ernteferien mit den bereits erwähnten Badefreuden im «Gäßle». Noch lebte im Dorf ein Stück der alten Dreifelderwirtschaft und noch mußte man sich an die alten Wege und die überkommenen Überfahrtsrechte halten. Deshalb war man auch gezwungen, wollte man keine Nachteile haben, die alte Ordnung von Winterfeld, Sommerfeld und Brachfeld einzuhalten. Bis zum Beginn des ersten Weltkriegs galt der Dinkel, diese dem schwäbischen Volksstamm eigene Getreideart, als Hauptbrotfrucht und wurde deshalb auch allgemein «Korn» genannt. Weizen wurde noch wenig gepflanzt; erst nach dem Ersten Weltkrieg begann er den Dinkel allmählich zu verdrängen. Kurze Zeit vor Erntebeginn wurde durch Ausschellen bekannt gegeben, die Wege zu

die Mönche zwischen 1170 und 1180 ans Werk gemacht. Vielleicht hatten sie das Gefühl, die Vision, eines Tages könnte ihnen all das wieder zurückfallen, was sie einst besessen hatten. Zu diesem Zweck muß der Codex angelegt worden sein; man hat getreu alles zusammengefaßt, jedoch nicht mehr im Wortlaut der einzelnen Urkunden mit ihrem formularhaften Charakter, sondern als Übersicht, in einer Zusammenfassung. Vieles war inzwischen für Lorsch verlorengegangen (Ditzingen z. B. 902), viele Orte waren überhaupt nicht mehr vorhanden. Dieser Absicht, Hoffnung, Utopie verdanken wir die Handschrift aus Lorsch. Alle originalen Urkunden sind inzwischen dem Schicksal zum Opfer gefallen. Wir würden heute noch über Ditzingen im absoluten Dunkel tappen, gäbe es den Lorsch Codex nicht. Ein vager, in Lorsch aufscheinender Hoffnungsschimmer, es könnte alles so wie einst werden, hat unsere heutige Stadt in die Annalen der Geschichte eingegraben. Das gilt ebenso für Hirschlanden. Darum der Dank, ein Dank an die namenlosen Mönche im Kloster an der Bergstraße.

Und jetzt erlauben Sie mir bitte noch ein Wort zu dieser kleinen Festansprache. Man kann eine solche Ansprache pathetisch anlegen, man kann einen Hurra-Patriotismus einflechten, wie das früher üblich war, man kann schön von Feier und Fest sprechen. Ich habe das nicht versucht und auch nicht gewollt. Die großen Töne, die sollten hier vermieden werden, weil die ganz großen Momente in unserer Geschichte gefehlt haben (auch und trotz Karl dem Großen). Doch daß unser Name im 12. Jahrhundert aus einzelnen Urkunden in den Lorsch Codex gewandert ist, daß diese Handschrift nicht zerstört wurde, wo so vieles verloren ging, das ist doch mehr, als was unser schwaches Wort Überlieferung auszudrücken vermag, das knüpft Schicksale zusammen. Und an diesem Schicksalsfaden sind auch wir aufgereiht. Es ist im Grunde ein kleines Stück Gnade, wenn wir sagen dürfen, wir seien 1200 Jahre alt. Ich glaube, in der großen, brutalen und wieder versöhnenden Geschichte der damaligen Zeit und in dem ganz kleinen, winzigen Rädchen Ditzingen liegt vieles von dem, was wir heute lernend beherzigen könnten.

Es ziemt uns daher auch in dieser Stunde, für die Sternstunde des Jahres 769 zu danken. Dieses Jahr war ein Einschnitt in einer Weiterentwicklung, kein Anfang, der gesetzt wurde, ein Einschnitt, der Folgen hatte für knapp 160 Jahre, ein Zipfel am weiten Mantel der Geschichte, bewirkt durch eine Feder, die einen Rechtsvorgang einem Pergamentblatt anvertraut hat. Es ist immer nur ein Zipfel des Ganzen, den wir erhaschen können, auch in unserem Wissen um unsere Vergangenheit. Umgesetzt auf unser Leben gestern, heute und morgen heißt das: Stückwerk ist unser Wissen, Stückwerk unser Erkennen. Dennoch: über diese paulinische Einsicht hinaus hat in der Geschichte auch das Stückwerk eine Bedeutung und wir sollten über dieses Wissen und die Einsicht um unsere begrenzte Erkenntnis nicht den Mut verlieren, Ditzingen in der Vergangenheit mehr und mehr zu erforschen. Weil wir diesen Mut besitzen, feiern wir, feiern wir unser 1200jähriges Jubiläum.

*Dr. Wolfgang Irtenkauf*

## Ein alter Brauch

Am Stephanstag, am 26. Dezember, sattelten einst in manchen Orten die ledigen Burschen die Pferde ihres Vaters oder ihres Dienstherrn, um in der Morgenfrühe über die Markungen ihres Ortes und der Nachbardörfer zu reiten. Der heilige Stephan als Schutzherr der Pferde gab den Umritten den Namen «Stephansreiten». Für die Pferdebesitzer hatte der Stephanstag eine besondere Bedeutung. An diesem Tag ließ man die Pferde zur Ader. Der Vogt Moser zu Stuttgart regte 1686 an, das Aderlassen zu verbieten; er meinte: «Das jährlich gewohnte den Pferden geschehende Aderlassen sei ein alter, tiefgewurzelter Mißbrauch.»

In der Leonberger Pflege ließ man die Pferde im Stall. Man begnügte sich, peitschenknallend durch die Orte zu ziehen. Auch an Winterjohanne, am 27. Dezember, wurden hier und da kräftig die Peitschen geschwungen. Weil eine solche Tätigkeit Durst erzeugt, ließen sich die Burschen von den Wirten reichlich einschenken. Der Johannis-trunk sollte ja der Gesundheit besonders dienlich sein.

Die verantwortliche Obrigkeit war von dem Treiben nicht sonderlich erbaut. Am 11. Dezember 1741 erließen Spezial Klemm und Vogt Beuttel aus Leonberg ein Schreiben an die hochgelehrten, hochgeehrten Herren Pfarrer und die geliebten Schultheiße über das tolle Geißeln der Bauernknechte, wenn sie auf Weihnachten ausgehen. «Man habe», so schreiben Vogt und Spezial, «mißliebig in Erfahrung bringen müssen, daß in den meisten Orten des Amtes die ärgerliche Gewohnheit eingerissen sei, in den Wirtshäusern an diesen Tagen kräftig zu zechen. Die Bauernknechte, die um Weihnachten aus dem Dienst gingen, setzten sich mit ihren Begleitern in die Wirtshäuser, um Tag und Nacht darinnen zu saufen. Am nächsten Morgen kämen sie wieder in aller Frühe zusammen, um das Trinken fortzusetzen. Hernach stellten sich etliche auf «eine besondere Miste» gegenüber und knallten «manchmal bei einer Stunde lang unter dem Zulauf aller ledigen Leute, auch im Beisein der Wirte, die ihnen kräftig einschenkten, so unsinnig, daß man glauben sollte, sie hätten von dem Tollkraut gefressen.»

War dieses Peitschenknallen beendet, zogen die Knechte mit Johlen, Schreien und schallendem Peitschenknall zum Flecken hinaus, um die neuangenenommenen Knechte einzuholen. Damit es jedermann vernahm, sollten die Pfarrer die Verordnung gegen das Peitschenknallen von der Kanzel verkünden, laufe doch diese übel eingerissene Gewohnheit gegen das Christentum und die äußerliche Wohlständigkeit.

Wohl wiederholte man in den folgenden Jahren Verbot und Mahnung. Die Peitschen knallten aber immer wieder. Mit ihm (dem Peitschenknallen) mußte sich auch der Gemeindkirchenkonvent von Ditzingen befassen. Im Jahre 1762 vermerkte man im Protokollbuch: «Das Knallen der Bauernknechte um die Weihnachtszeit sei zwar bei Geldstrafe von einem Gulden verboten, doch sei solches dem ungeachtet schon drei Jahre hintereinander wieder geschehen.»

*Felix Burkhardt*

schneiden, d. h. für die Äcker, die keine direkte Zufahrt hatten, eine solche zu schaffen. Das dabei anfallende, mitunter noch unreife Getreide, wurde dem Vieh verfüttert. Neben dem Schneiden mit der Sichel war man allmählich auch zum Schneiden mit der Sense übergegangen, was noch im Anfang des 19. Jahrhunderts als sündhaft verpönt war.

Als erstes mußte der Roggen geschnitten und zum Teil auch gleich gedroschen werden, denn aus seinem langen Stroh wurden in tagelanger Arbeit Strohblätter, »Schaubseile« genannt, gedreht für die Garben der übrigen Getreidearten. In der Scheune mußte der Platz für die neuen Garben geschaffen und sauber hergerichtet werden. Das Schneiden von Hand mit der «Säges», der Sense, aber noch mehr mit der Sichel war eine mühevollere Arbeit. Das stundenlange gebückte Arbeiten in der Sonnenhitze ermüdete und nur langsam ging es vorwärts. Die «Sammelt», ein Arm voll Getreide, wurde sorgsam beiseite gelegt zum Nachreifen und Trocknen in der Sonne. Ein mitgebrachtes Vesper mit frischem Getränk, wenn möglich an einem schattigen Platz eingenommen, war eine notwendige und belebende Angelegenheit. Lag ein Acker sauber geschnitten, die Sammelten schön in langen Reihen da, so betrachteten Schnitter und Schnitterinnen befriedigt und mit Stolz ihre Arbeit. Wenn das Wetter gut blieb, konnte nach wenigen Tagen, während deren die Sammelten mit Hilfe eines langen, leicht gebogenen Steckens einigemal gewendet worden waren, das Geschnittene in Garben gebunden und anschließend gleich heimgeführt werden. Beim Garbenbinden hatte ich meistens die Aufgabe, die Garbenstrickchen zu legen, in möglichst gerader Linie und nebenher dem Vater beim Zusammenbinden behilflich zu sein, indem ich ihm das andere Ende des Strickchens in die Hand gab. Daheim wurden die Garben mit dem langen Garbenseil durch das Garbenloch in die oberen Stockwerke der Scheune befördert. Wie froh waren wir, wenn gut reife Frucht in einwandfrei trockenem Zustand unter Dach und Fach war. Aber wehe, wenn langandauerndes Regenwetter eintrat. Sobald sich etwas Sonne zeigte, trachtete man danach, die am Boden in der Nässe liegenden Sammelten zu lockern, indem man sie wendete und es gab Sommer, wo dieses mühsame Geschäft immer wieder nötig war und zuletzt das Getreide auszuwachsen begann. Welch ein Fortschritt war die Getreidemähmaschine, die das mühselige Schneiden von Hand überflüssig werden ließ und die auch das Binden kleiner Garben vollzog, die sofort in Gruppen zu vier, sechs oder acht zusammengestellt und damit vom feuchten Erdreich entfernt wurden!

*Fortsetzung folgt*



## Neujahrsbrief aus dem Jahr 1854

eines nach Polen ausgewanderten Württembergers namens Konrad Fritz an seinen Ditzinger Schwiegervater Johann Georg Rockenbauch und dessen Familie

Lismierz, den 1. Januar 1854

Herzlich Geliebte! Vater, Mutter, Geschwister und Verwandte!

Es sind bereits 3 Jahre, daß wir Euren letzten Brief erhalten haben und Ihr könnt Euch leicht denken, welche Freude es uns gemacht hat. Namentlich meine Frau konnte ich beinahe nicht beruhigen beim Lesen Eures Briefes; sie vergoß lange Freudenthränen, weil sie von allen namentliche Nachricht erhielt. Ich nahm mir damals vor, gleich wieder zu schreiben, aber ich fürchtete, Ihr möchtet ungehalten sein wegen der Kosten. Meine Frau wollte schon lange wieder schreiben, aber ich sagte ihr, wir wollten noch warten, vielleicht schreibt Ihr zuerst; und so warteten wir von einer Zeit zur andern. Da wir doch auch wieder wissen möchten, wie es um Euch Geliebte steht, so müssen wir wieder zuerst zur Feder greifen, und wir hoffen, es wird Euch auch Freude machen, wenn Ihr wieder von uns höret. Wir sind — Gott sei Dank gesund und noch auf der alten Stelle, wo wir bis Februar schon 10 Jahre sind. Wir können auch nicht über Mangel klagen, obwohl es bei uns jetzt, könnte man sagen, sehr teuer ist, denn in dem Preise, wie das Getreide wirklich steht, ist es schon lange nicht gewesen. Beim Roggen, der bei uns durchgängig zum Brot benutzt wird, steht der Korlisch (nach Eurem Maß ungefähr 7 Simri) im Preis auf 6 Preußische Thaler (etwa 18 DM), wo wir früher dasselbe Maß für 1 Thaler (3 DM) kauften; der Weizen dasselbe Maß zu 8<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Thaler, wo man früher um 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Thaler kaufte. Das Simri Kartoffeln hat man früher bei uns für 6 Kreuzer (etwa 18 Dpf.) nach Eurem Geld gekauft; heute kosten sie nach Eurem Geld 48 Kreuzer, und so ist es im Durchschnitt mit allen Lebensmitteln. Uns trifft es zwar nicht; wir brauchen nichts zu kaufen, weil ich zu meinem Lohn so viel Getreide bekomme als wir zum Leben brauchen. Ich bekomme mein ausgesetztes Maß, es mag teuer oder billig sein; mithin haben wir keine Nahrungssorgen, so lang mir Gott meine Gesundheit schenkt. Ich bin noch auf der nämlichen Stelle, wie ich schon bemerkt habe, und leite dasselbe Geschäft, wie ich Euch im letzten Brief geschrieben habe. Daß man mit mir auf dieser Stelle zufrieden ist, das zeugen meine Dienstjahre. Die Herrschaft hat mir auch schon mehrmals am Lohn zugesetzt. Ich kann mir schmeicheln, daß ich das größte Zutrauen meiner Herrschaft besitze. Eine schwere Zeit hatte ich dieses

Spätjahr: meine Frau war mir sehr krank und ist bei 6 Wochen nicht aus dem Bette gekommen. Ich glaubte, sie werde mir sterben, aber der liebe Gott hat unsere Bitte erhört, sie ist wieder hergestellt. Ich habe alles gewagt, um ihr mir teures Leben zu retten. Selbst die Herrschaft hat alle Tage den Doktor aus der eine Meile von uns gelegenen Stadt auf ihre Kosten kommen lassen, was eine große Wohltat für uns war. Wir hatten auch voriges Jahr große Furcht auszustehen wegen der Cholerakrankheit; die hat in Polen viele tausend Menschen hinweggerafft. Auch dies hat der liebe Gott an uns vorübergeführt, ohne uns zu schaden. Nun, herzlich geliebte Freunde, wissen wir weiter nichts zu schreiben, aber wir bitten Euch herzlich, schreibt uns auch in der Bälde, wie es bei Euch steht und vergesst nichts. Auch die kleinste Kleinigkeit von Euch, aus unserem Vaterland, ist wichtig, und lasset uns nicht so lange warten. Wir sehen Eurem Brief jeden Augenblick mit Begierde entgegen. Auch wünschen wir Euch, herzlich Geliebte, ein gesundes, fröhliches und glückliches neues Jahr. Und was Ihr Euch selber von Gott wünschen könnt, soll Euch in diesen Zeilen, Ihr Lieben, gewünscht sein. Der Raum erlaubt uns nicht mehr zu schreiben, aber die Thränen, die beim Schreiben und Durchlesen dieses Briefs auf das Papier fallen und zu Euch kommen, sollen Zeugen des Wunsches unsrer Herzen sein. Wir glaubten den lieben Neujahrstag nicht feierlicher begehen zu können als uns mit Euch, Ihr Geliebten, beschäftigen zu können. Gott gebe, daß unsere Wünsche Euch alle, alle gesund antreffen möge! A m e n.

Noch eins, Ihr Geliebten: In Eurem letzten Brief habt Ihr uns geschrieben wegen meiner Frau Schwester, der Doreta. Sollte sie noch nicht verheirath sein und sie sollte Lust zu uns haben, so soll sie kommen. Meine Frau wünscht sie bei sich zu haben. Jetzt kommt das Frühjahr. Sie kann bei uns sein, und wenn sie will, so ist sie in 8 Tagen bei uns. Ich weiß nicht, wie bei Euch die Eisenbahnen gehen, aber das weiß ich: Von Nürnberg nach Dreßen (Dresden?) und von Dreßen nach Breslau kann sie in 2 Tagen fahren. Will sie von Breslau zu Fuß weiterreisen, so muß sie über Wartenberg nach Kalisch Glatawaa über Daren und Kollo nach Kroschnewitz nach Linschitz. Von Linschitz hat sie eine halbe Meile zu uns. Von Kalisch hat sie Chaussee bis zu uns. Will sie aber auf der Eisenbahn von Breslau nach Schnistoz (?) — über Petrigan nach Rogoff (die letzte

Station) — so kann sie von Breslau in 2 Tagen bei uns sein. Von Rogoff muß sie zu Fuß über Breschin nach Strikof. Von da hat sie wieder 2 Meilen zu uns. Ich rate ihr, keinen Auswanderungs- sondern einen Besuchspañ zu nehmen, denn wenn sie eines Tages das Verlangen hat, wieder heimzukehren, so kann sie das jederzeit tun (mit ihrem Besuchspañ), und will sie bleiben, so hat es nichts zu sagen (wenn sie nur einen Besuchspañ hat). Wenn man aber bei uns einen Pañ für die Rückreise (nach Deutschland) will, so macht es große Umstände. Übrigens glauben wir, es wird ihr bei uns schon gefallen. Sie kann es machen, wie sie denkt. Wenn Ihr uns schreibt, so gebt uns Nachricht, wie sie gesonnen ist.

Jetzt, Ihr Geliebten, müssen wir unser Schreiben schließen, der Raum erlaubt nicht mehr. Wir grüßen und umarmen Euch alle, alle insgesamt, Vater, Mutter, Geschwister und Verwandte.

Eure Euch ewig liebenden

Konrad Fritz und Kathrina geb. Rockenbauch

(Anmerkung des Briefschreibers: «Meiner Frau eigenhändige Unterschrift, da Ihr es in Eurem letzten Brief ausdrücklich verlangt habt».)

Am Briefrand steht noch geschrieben:

«Unser Sohn bittet, seinem Großvater, der Großmutter und den Verwandten einen Neujahrswunsch schreiben zu dürfen, in polnischer und in deutscher Sprache. Es ist dasselbe, nur vom Polnischen ins Deutsche übersetzt. Er geht jetzt 2 Jahre in die Schule und ist (nicht leserlich) alt. Es war früher keine Schule bei uns; durch meine Verwendung ist eine errichtet worden.»

«Unsre Adresse: Konrad Fritz in Lismierz bei Linschitz im Königreich Polen.»

Der Schreiber dieses im Besitz des Ditzinger Stadtarchivs befindlichen Briefes war 1844 mit seiner Frau Katharine geb. Rockenbauch in das damalige Königreich Polen ausgewandert. Dort hat er offenbar einen auskömmlichen Lebensunterhalt gefunden. Da er nach seinen Angaben einen Teil seines Verdienstes in Gestalt von Lebensmitteln bezog, ist anzunehmen, daß er auf einem Gutshof als Verwalter tätig war. — Der Geburtsort des Konrad Fritz ist nicht bekannt. In Ditzingen ist dieser Mann wohl nicht geboren, da sein Name in keinem Ditzinger Register jener Zeit vorkommt. Wo die beiden Ehegatten sich kennengelernt haben, ist ebenfalls unbekannt.

*Umseitig Teil-Reproduktion dieses Originalbriefes.*

Postmark  
Walden  
1854  
Jan 1

Gewen Gassen  
Oel Johan Georg Probst  
Ditzingen  
Oberamt Leonberg.  
Königreich Württemberg

Lismier, den 1. Januar 1854.

Großlieb geliebter Vater, Mutter, Geschwister und  
Anverwandte etc.!

Ich bin bereits 3. Tages das wird mein letzter Brief  
zu sein sein und ich bin sehr dankbar in aller Form  
weil ich noch leben darf; namentlich meine Frau hat sie  
nicht bequemen Briefe lesen muss Briefe die sehr lange  
sind zu lesen weil sie von allen namentlich. Man muss  
wissen ich sage mir damals noch glück werden zu schreiben  
obwohl ich fürchte die meisten ungeschickten sein wegen der  
Kassen, meine Frau wollte schon lange werden schreiben  
obwohl ich sagte die mich wollten noch mehr sie nicht schreiben  
die zu oft und so wollten mich von mir Zeit zu weichen,  
und da mich doch mich wissen müsste wie es um mich  
gelaufen ist so müssen mich wissen zu oft zu jeder Zeit  
und mich hoffen es wird mich mich Freude machen mich die mich  
von mir selbst mich sind Geld bei dem Aufwand und noch auf  
das alte Mitleid mich bis in Jahre 10. Jahre sind  
mir können mich nicht über Mangel klagen ob es bei mir  
jetzt man hätte schon sehr kann ich das in dem Sinne mich  
das geliebte namentlich ist es schon lange nicht mehr  
das das Leben das bei mir doch ganz zum Tod bringen wird  
Muss das Fortleben noch in dem Munde ungeschickten 7. Jahre zu  
Muss das Fortleben noch in dem Munde ungeschickten 7. Jahre zu